

J r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Erster Jahrgang.



Mittwoch,

(1825. No 50.)

21. Dezember.

An Cenzi.

(Aus dem Ungarischen des Heren v. Witkovits, von P a z i a z i.)

Wär ich doch der Matvaberg,
Daß du ein Jahrhundert lang,
Cenzi, immerfort mich lähst;
Oder würd' ich doch zur blonden *)
Großen Donau, daß du in mir
Hundert Jahr' dich badetest;
Oder härt' ich Aetna's Blut,
Und du wärntest nach verstoffnem
Cetulum dich noch an mir.
Weder Matvaberg, noch blonde
Donau, ach! noch Flammen-Aetna
Kann ich jemals seyn. Nun wohl,
Wehl so nügen wir im Leben
Den beschwingten Blüthral, Seit;
Nicht das Hüntchen: Augenblick
Sause ungenüßt vorbei.
Nügen wir sie, und wie füllen
Hundert Jahr' aus, ja Jahrtausend,
Und verbleiben immer doch,
Was wir waren: Sterbliche!

Die M u r m e l b u r g.

(Erzählung von Franz Fav. Sold.)

Im schönen, herrlichen Böhmerland, wo jezt das freundliche Städtchen Hohenelbe pranget, stand einst, in grauer Vorzeit, am Fuße des Riesengebirges, unweit der Stelle, wo die Elbe ihren Ursprung hat, ein düsteres grauenerregendes Schloß mit finstern Zinnen und halberfallnen Thürmen, die Murrelburg genannt. Kanut von Giesdorf und Murrelstein, seines Geizes wegen auf zwanzig Meilen in der Runde wohl bekannt, war Erb- und Lehnsherr dieses, vom Zahn der Zeit merklich beschädigten Nestes.

*) Szöke Duna, wie z. B. flava Tiberis.

Außer Kanut, dem letzten männlichen Sprossen des murrelstein'schen Hauses und Etelinde, seines verstorbenen Bruders Tochter, einem Leibknappen und zwanzig Reifigen, bewohnte keine Menschenseele die morsche trümmerte Residenz. Einer Todtenhalle war der bewohnbare Theil des Gebäudes zu vergleichen, denn stundenlang zeigte sich manchemal kein lebendes Wesen, und da, wo Sturm und Regen die langen Rechte geltend machten, und die einst festen Thürme und Mauern zur schauerlichen Ruine verwandelten; da hauste die Gule, der Molch und die Ringelnatter in dem wüsten Gesteine in solcher Menge und mit so vieler Freiheit, daß oft die Burg von ihrem Geschrei wiederhallte.

Unter dem kärglichsten Lebensgenuß hatte Kanut bereits sein sechzigstes Jahr erreicht. Die Freuden der Liebe, die Blumen der Freundschaft — er kannte sie nicht. Ein gefüllter Sackel war ihm der höchste Genuß, und sprach man in seiner Nähe von Gold und Schätzen, so zitterte er am ganzen Leibe. — Die langen, knochendürren Finger streckten sich unwillkürlich, die tief liegenden grauen Augen schufen Blitze und dem breiten, zusammengepreßten Munde entschlüpfen unartikulirte Laute, die gegen das Gefrächze des Todtenvogels noch Mißthöne zu nennen waren. Tagelang saß der geizige Filtz bei verriegelten Thüren auf dem eisernen goldgefüllten Kisten, sich ergözend an den melodischen Klängen, die er durch das Klimpern zweier Goldstücke mit bewunderungswürdiger Fertigkeit hervor zu bringen wußte. Mit lusterfülltem Auge horchte er auf das Geklingel, und nicht selten rief er, von den Gefühlen seines Herzens überwältigt, mit Entzücken aus: „O süße Harmonie! o Wohlklang ohne Gleichen,“ und mit gerunzelter Stirne grollte er dann halb unwillig weiter: „daß der Mensch doch sterben muß. — Sterben bei solchen Schätzen!“ — Bis zur unermesslichen Größe war sein Reichthum angewachsen, es fehlte ihm schon an schicklichen Behältnissen, den gesammelten Mammon nach Wunsch aufbewahren zu können, und doch war des Wuchers noch kein Ende. Ein böser Knecht, das leichthafte Ebenbild seines Herrn,

Durchzog von Zeit zu Zeit mit einigen Buben seines Gelichters die zur Mürmelburg gehörigen Gauen, um von den Unterthanen den Lebend einzufordern. War ein armer Hüttenbewohner zuweilen außer Stand die Gebühr zur bestimmten Stunde abzuliefern, so wurde er gebunden und in das Geißelgewölbe der Burg geworfen, aus welchem ihn nicht das Jammern des Weibes, das Winseln seiner Kinder, sondern nur der zu zahlende Tribut erretten konnte. Solche Scenen, ja manchemal weit ärgere fielen täglich vor. Tausend und tausend Thränen stoben ungesehen in den finstern Mauern, tausend und tausend Seufzer der gefolterten Armut verhallten ungehört in den feuchten Kerkern, und dennoch — wer sollte es glauben, blühte auf der Mürmelburg, die mehr einer Marterhalle als dem Wohnorte eines Ritters gleich, die Liebe zart und rein. Etelinde und der goldgelockte Leibnappe, Ernst, waren die Wesen, in deren Brust das heilig schöne Gefühl erglührte. Im Wonnemersch der edelsten Empfindungen schwüren sie sich fast täglich ewige Treue, ohne zu bedenken, daß nur ein Freier, an Schätzen und Gold dem alten Filze doppelt überlegen, des Mädchens Hand erhalten werde.

Eines Tages wandelte Kanut außer den Mauern seines Schlosses, an den eng begrenzten Ufern der Elbe.

Die Gegend schien dem menschen scheuen Alten zu behagen, denn langsam schritt er immer weiter, bis er sich endlich auf einem erhöhten niedlichen Waldplaz befand, von dem er die umliegenden Fluren bequem übersehen konnte. Malerisch lagen die blühenden Felder zu seinen Füßen; das unnachahmliche Grün der fetten Wiesen mit Blumen reich durchwirkt, erquickte das matte Auge; und die scheidende Abendsonne, mit Blutengold auf den Dächern der zerstreuten Hütten liegend, erhob zum zauberischen Panorama den weiten Gau der Mürmelburg. Versunken in die unermesslichen Reize der Natur, die Kanut, bei der strengen Bewachung seiner Schätze, fast nie beachten konnte, zog er über einen schmalen Binsensteig zu einer duftenden Linde, um unter ihrem schattigen Dache auf einer Moosbank auszuruhen. Nicht lange hatte er unter dem laubigen Schirme geseßen, als der Hirte von den Gebirgen kehrte. Die einfachen rührenden Töne der Schalmei, von dem Echo der nah gelegnen Berge schelmisch wiedergegeben, hatten Eingang zu dem Herzen des sonst so harten Mannes gefunden. Ein sonderbares, nie empfundenes Gefühl ergriff seine Seele; wehmütige Beklommenheit erfüllte sein Inneres; und aus den Tiefen seiner Brust drangen Seufzer, die bisher nur beim Zählen des Geldes zu hören waren: doch nicht lange, und die schöne Empfindung

war zerstört durch der Habsucht böse Lust. Ein Blick auf die zahlreiche Heerde, zertrümmerte das minutenlange Gefühl, und erweckte von neuen unerfättlichen Geiz. Mit gierigem Blick betrachtete er die fetten Kühe und Lämmer, und mit dem Gedanken, durch die scheinbare Wohlhabenheit seiner Unterthanen sich noch mehr zu bereichern, verließ er den eingenommenen Eis, um nach der Burg zurück zu kehren.

(Fortsetzung folgt.)

Historischer Ueberblick der epischen Literatur der Ungarn.

(Fortsetzung v. No. 49.)

Zweite Periode.

1624 — 1820.

Im Jahr 1624 trat H u f t i mit seiner *Aeneide* auf; allein dieses regelmäßige Epos war, wie es sich von selbst ergibt, weder nationell, noch originell; sondern eine freie Nachbildung des virgilischen Heldengedichtes, in Alexandrinen. Dennoch machte es Glück, wie denn überhaupt die trojische Geschichte in Ungarn stets viel Sensation erregte; und lange vor und nach genanntem Werke, von mehreren Dichtern behandelt wurde.

Zu dieser Zeit fing die ungarische Poesie an gedrängt zu werden. Einerseits beschäftigten die rege gewordenen Religionsstreitigkeiten die Aufmerksamkeit des Publikums; andererseits errang, durch die unablässigen Bemühungen der Jesuiten, welche sich durch den Gebrauch der lateinischen Sprache vor den Profanen eine eigene Würde verleihen wollten, die lateinische Poesie die Oberhand, und immer steigenderes Ansehen.

In der Konkurrenz so manigfacher Umstände traten demnach Talente auf, fähig, bei günstigeren Verhältnissen, sich zur Vollkommenheit emporzuschwingen, welche jedoch zu erreichen ihnen der stürmische, keine Murre, keine Gemüthsammlung vergönnende Drang der Zeit, und der Mangel an höheren Forderungen von Seite des Publikums, unmöglich machten. — *Trinyi*, *Listi* und *Gyöngyösi*. *Trinyi*, (dessen Werke in Wien, 1651 erschienen) besingt in seinem Heldengedichte, betitelt *Obsidio Szigetiana*, aus 15 Gesängen bestehend, die Heldenthaten seines großen Ahnherrn, *Niklas von Triny*, von welchem es die *Trinyade* genannt wird. In der Anordnung der Begebenheiten, den Einwebungen der Episoden und der Anwendung der poetischen Maschinen erkennt man den treuen Schüler *Homers* und *Virgils*, die er in den Ursprachen kannte. Lebhaftige Schilderungen der Ereignisse, Kraft, GröÙe, Manigfaltigkeit und psychologische Feinheit der

Charakteren, treffende Vergleiche, echtepischer Ton erheben ihn über alle seine Vorgänger und weisen ihm, selbst bis auf die neuesten Zeiten, einen sehr vorzüglichen Rang an. Die Versform hat er mit den übrigen altungarischen Dichtern gemein, steht aber in Hinsicht der Sprache und Versifikation den Meisten nach; diese trifft der Vorwurf der Nachlässigkeit; in jener ist er häufig unkorrekt, und um Purität äußerst unbekümmert. Szinyi dichtete sein Epos in weniger als einem Jahre, und hatte nimmermehr die Musse es auszuglätten; da — wie er selbst sagt — sein Hauptgeschäft den Staat, die Waffen betrifft, und er nur zur eigenen Erhehlung dichtete. Er kennt seine Mängel, und sagt selbst in der Vorrede, et hätte besser zu schreiben vermocht, wenn er zum Fleiße gestimmt gewesen wäre. Die Zuweisung des Werkes besteht in folgenden Zeilen: „Ich widme dieses Werk den ungarischen Ereln. Gebe Gott, daß ich ihnen mein Leben bis zum letzten Tropfen Blut nützlich widmen könnte!“ Anderwärts sagt er: „daß er nicht nur mit der Feder, sondern auch mit seinem furchtbaren Schwerte ewigen Ruhm sucht; daß er so lang er lebt nimmer aufhören wird gegen den otomanischen Mond zu kämpfen, und mit dessen Asche sein Vaterland zu bedecken.“ Solche Aeusserungen lehren uns den Mann kennen, dessen Busen weit genug war, die Natur in all ihrer Lieblichkeit und Größe zu fühlen; lehren uns die Zeit, jene Zeit der Stürme, kennen, und die Stimmung die jene dem empörten Ungar einflößte.

(Fortsetzung folgt.)

Parallelen.

(Von Wilhelm Klinger.)

Ein Aufsatz eines bewährten Kunstfreundes in einem unserer gelesesten Blätter, welcher uns die mit Umsicht einander gegenüber gestellten Büsten der Dichter und Maler aufdeckte, veranlaßte auch mich den Versuch einer Parallele zwischen den Jüngern der Poesie und jenen der Musik zu wagen. Mag nun gleichwohl der Satz: daß jede individuelle Vernunft gern auf ihrem Lieblingsprinzipie ruht, auch hier vielleicht seine Anwendung finden; so kann ich doch nicht umhin, der Behauptung, daß Musik der Poesie viel verwandter sei als Malerei Gehör zu geben. Dürfte man gleich in ihr jene Begriffe und Vorstellungen der Vernunft, welche die Grundidee aller mannigfaltigen poetischen Anmut sind, vermissen; so sprechen doch jene lebhaften Bilder der Phantasie, welche die Musik in uns rege macht, und jene leidenschaftlichen Nüchternungen, die sie bewirkt, im Vergleiche mit dem höchsten Eindruck,

den der plastisch blühende Stil der Malerei auf unsere Vernunft macht, offenbar für den Vorzug der ersteren. Die Kulturgeschichte der Vorzeit und Gegenwart enthält empirische Beweise für beide, die in ihrer speziellen Einzelheit mir zu bekannt sind, als sie erst hier aufstellen zu wollen.

Ob ich obige Bemerkung mit Recht oder Unrecht gethan, überlasse ich dem Urtheil eines jeden kunstbewanderten Lesers, und es sei mir erlaubt meine parallelen Porträts der dichtenden und tönenden Kunst im Pantheon des Schönen einander folgender Maken zu gesellen.

Bürger	zu	Himmel;
Castelli	zu	Morlacchi;
Clauven	zu	Gelinez, der personifizierten, ewigen Variation;
Engel	zu	Stadler;
Fouque	zu	Auber und Pär (?);
Gellert	zu	Naumann;
Gesner	zu	Weigel;
Glein	zu	Gretry;
Goethe	zu	Mozart;
Grillparzer	zu	E. M. v. Weber;
Hell	zu	Caraffa;
Herder	zu	Pär;
Hölty	zu	Singarelli;
E. T. A. Hoffmann	zu	Boiculdieu;
Houwald	zu	Fioravanti;
Jean Paul	zu	Beethoven;
Kind	zu	Piantanida, dem süßen Spanier;
K. v. Kleist	zu	Graziotti;
Klopstock	zu	Seb. Bach;
Körner	zu	Sionard;
Kogebue	zu	Rossini;
Langbein	zu	Wenzl Müller;
Leffing	zu	Spontini;
Matthison	zu	d'Alayrac;
Wilh. Müller	zu	Winter;
Ramler	zu	Steibelt;
Rückert	zu	Meyerbeer;
Sallis	zu	Sumteeg;
Schiller	zu	Mozart und Haydn
Fr. Schlegel	zu	Limarosa;
W. Schlegel	zu	Righini;
Schulze E.	zu	Festaz;
Stollberg	zu	Salieri;
Tieck	zu	Spoer;
Uhland	zu	Parsifello;
v. d. Velde	zu	Hummel;
Wos. G.	zu	Mehul;
Wieland	zu	Cherubini u. s. w.

Die Parallele verlängern hiesse weitläufig werden. Dieser kleine andeutende Versuch gibt die Art der weiteren Zusammenstellung leicht an. Ich kann geirrt haben, obwohl das Studium beiderseitiger Kunstprodukte stets meine ernste Beschäftigung war, und unterziehe mich daher gern jeder verständigen Zurechtweisung.

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Prag, 7. Dezember 1825.

Da säße ich denn nun um die Geisterstunde in meinem Dachstübchen, gebe meine Urtheilskraft als Stümpchen Licht in die Laterna magika der Kritik; um die, von dem Freskomaler Phantasia auf die Glaskästelchen meines Gedächtnisses aufgetragenen Bilder auf die Iris reflektiren zu lassen.

Zuerst nun sehen Sie ein weidmännisches Schattenstück: „Das wilde Beer.“ Es ist dieses mein Schattenvorpiel, das Vorspiel zu den „Scharfeneckern;“ welche zusamt jenem am 28. November hier gegeben wurden. Dem löblichen immer regen Eifer des hiesigen dirigirenden Theatertriumpvirats, unter dem die Kunst schon manches Triumphates sich erweute, verdanken wir nicht so vielem Guten und Schönen*), auch die häufigen interessanten Gastspiele auf unserer Bühne: so gastierte denn auch in besagtem Schauspiel Herr Haas, vom sächsischen Theater zu P e s t h, als Friedrich. Angenehm wurde das Publikum bei seinem Auftreten überrascht, da es in ihm, der seine theatralische Laufbahn hier begonnen, nur eine alte Bekanntschaft erneuerte, doch noch angenehmer, als es gewahete, wie viel der junge Mann, in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit, an Kunstbildung gewonnen. Eine kräftige, jugendliche Gestalt; ein einnehmendes Gesicht; eine studirte natürliche Haltung, besonders der Arme, die Cicero die Waffen des Redners nennt; eine vielstimmige und volltönende Stimme; und eine kunstgerechte Deklamation, die viel Rehnlichkeit mit der von Anschütz hat, charakterisiren ihn vortheilhaft. — Nach stüemte er im zweiten Auftritte des Vorpiels auf die Bühne, ohne das mindeste Anzeichen von Trema zu verathen. Durch ein vires, fast möchte ich sagen gedrängtes, Spiel markirte er in allen Nuancen den lebenslustigen, übermüthigen Sängling; aber nicht minder treffend gab er den gebeugten Sohn. Besonders beifällig wurde der 7. Auftr. des 2. Akt. aufgenommen; wo das Entzigen in läßen Uebergängen seine Stimme steigerte, bis an die Außerderung an seine Mutter, von wo an sie im nachmüthigsten Defrescendo fiel; und dann in die Monotonie der Trostlosigkeit überging, die er auch auf den Anfang des 4. Auftr. 3. Akt. übertrug.

Während des Stückes einmal applaudirt, wurde er zu Ende desselben gerufen, wo er in gewählten, bescheidenen Worten dankte. Hr. Hartmann (Aquilinus), wie Hr. Köhler (Eberstein) zeichneten ihre Rollen aus. Dem Pistor (Weisheit) spielte, wie immer, mit Lust und Liebe. Das Coium schien diesen Abend im Ganzen sehr vernachlässigt.

Den 30. Novemb. „Gedwig von Körner.“ Es befreundete Herrn Haas als Intrigant — denn er gab den Rudelsh — in

*) Unter anderen auch die Heigung des Theaters mit erwärmter Lust.

diesem Drama wieder zu finden; aber Herr Haas verstand es meisterlich und gleich bei seinem ersten Auftreten im 4. Auftr. 1. Akt. dieses Besonderen zu entfremden. Den ganzen Hohn eines sündvollen Menschenverächters legte er kräftig auf die Ansjageworte des Monologs (5. Auftr. 1. Akt.); und bereitete uns so vor auf das Folgende, wo er den Konflikt, das Schisma in sich und mit sich selbst, herrlich darstellte. Eben so zeichnete er den 6. Auftr. aus; und tieferegreifend stellte er im 3. Akt die 3. Scene vor uns hin; in dem Zusammenstößen der Gesichtsmuskeln, bei dem Ton der Banditenpfeife; in dem trampschaften Umsfassen der Brust mit der Hand; in dem in Disionenzen ausgestohlenen: „Ha, sie sind!“ konnte wohl Niemand das fürchterliche Gelingen des Titanensturms in seinem Innern verkennen. — Herr Haas und Dem. Pistor, deren Zorcerolle eine Gedwig ist, wurden zu Ende gerufen.

Zwischen dem 1. und 2. Akte gab H. Mazas ein Violinkonzert, und zum Schluß: „das Echo“ Schifferkonzert mit Variationen, von ihm selbst komponirt und vorgetragen, zum Besien. Es war dies das zweite Mal, das Mazas, Professor der Violine am Konservatorio der Musik in Paris, mit außerordentlichem Beifalle im Theater sich hören ließ.

(Beschluß folgt.)

Flüchtige Notizen.

Hr. v. Holtei gibt zu Berlin „dramatische Vorlesungen.“ Shakespeare, Calderon, Tieck et. kommen, eines um das Andere an die Reihe. Du lieber Himmel! Man will jetzt Schauspiele nicht mehr schauen, wer würde sie noch bloß hören wollen! —

Das erste Heft einer neuen deutschen Zeitschrift, „Der Eremit in Deutschland“, ist erschienen. Der Eremit scheint in seiner einsamen Klause sich viel Weltkenntnisse erworben zu haben, indem er uns viel Gewöhnliches und Alltägliches bietet. Uebrigens bemerken wie Mitarbeiter und Korrespondenznachrichten ohne Korrespondenten.

Der Tert zu Meyer-Weers neuer Oper wird aus Walter Scotts „Joanhoe“ entnommen und für die pariser Oper komponirt werden.

„Balladner“ heißt ein Roman, der in Deutschland unter W. Schott's Penna erschien. Man braucht in den Schriften des ar. o. f. e. n. unbekannt nur wenig bewandert zu sein, um zu wissen, daß der Verfasser des „Balladner“ ein kleiner unbekannter ist. Ein Kritiker aber in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur“ nimmt es für ein echtes Kindlein an, indem er es mit andern Romanen W. Scotts in allem Ernst vergleicht.

Berichtigung. Durch Versehen des Kopisten ist in meiner, der Redaktion dieser Zeitschrift zuwendenden Beurtheilung von Borzas Akademie (Zris, No. 48.) folgende Stelle weg geblieben: „Das Rondo a la ongaroie, komponirt von Hen. Barta, angehört von ihm und einem Herrn Dilettanten, zeichnete sich durch Lebhaftigkeit, Faktlichkeit und Lieblichkeit der Ideen aus.“ Wir bemerken diese Gelegenheit zu bemerken, daß das musikalische Publikum eine Oper von dem talentreichen Herrn Barta zu erwarten habe, auf welche wir vortheilhaft aufmerksam machen. W. v. P.

Mit dem Jahr 1826 erscheint die Iris, ohne Preiserhöhung, wöchentlich dreimal. Plan und Einrichtung bleiben wie bisher, nur daß durch die bedeutende Zunahme an Raum und durch neue Verbindungen mit vorzüglichen Schriftstellern immer Manigfaltigeres und Gehaltreicheres wird geliefert werden können. Der Preis ist ganzjährig 8, halbjährig 4, vierteljährig 2 fl. K. M. — Mit Postversendung aber: ganzjährig 10, halbjährig 5 fl. K. M. Man pränumerirt entweder in Pesth, im Redaktions Bureau (Schlangengasse, der Baron Brudernschen Halle gegenüber, No. 590), oder bei allen K. k. Postämtern. Zu größerer Bequemlichkeit nimmt auch zu Ofen Hr. Joh. Speiser, bürgl. Buchbinder, in der Bestung, Pränumeration an.

Verlegt und herausgegeben von S. Felkly und Sam. Korienthal in Pesth. Gedruckt in der königl. Univ. Buchdruckerei zu Ofen.